

Liesi : die Geschichte einer Kuh

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 21

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zen, mit der raschen elektrischen Bahn an die Berge heranzufahren, mit dem Stecken in der Hand draufloszuwandern, wo es sich lohnt und mit dem Alpenwagen der eidg. Post von Paß zu Paß zu fahren. Obel würde in seiner neuen

Anleitung den Alpenpässen und den flinken Goldkäfern ein Spezialkapitelchen widmen, und er wäre rasch im Klaren, wie es heute mit der nützlichsten und genußreichsten Art, in der Schweiz zu reisen, etwa bestellt sei.

Schwyz.

(Obberger Mundart.)

Sind miär nu urchi Schwyzerlüt,
Eifach i Wort und Ruß?
Sind miär im Härz nu Dörffi hüt,
Hert Chnöde i dr Fuß?
Frymänge hed äs fröndlachts Tuo
I Sprach und Chleiderlappe.
Glych, 's lyd am Fuoß und nid am Schuoh,
Am Chopf, nid a der Chappe.

Sind miär nu alti Schwyzerart?
Bil Frönds chund üs dur d'Tür.
Glych, stimmers nümme all am Bart,
Se stimmer's innenür.
Im Schwyzerbärgland wachst ruchs Holz,
Mi darf's es Bickli bschnyde.
Was schadt das üsem Schwyzerstolz?
Das Holz, das mag's verlyde.

Sind miär nu Fraid am Schwyzerbund?
Saarus, mer wend em bstah!
Fry stimmer, dileguod und gsund,
Und zäme wemmer ha.
Und was's au um is ume gib,
Mer land is nid verwybe.
Sind miär nu Schwyzer alder nid?
Mer find's, se wemmer's blybe.

Meinrad Lienert.

Liefi.

Die Geschichte einer Kuh.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger*).

Es mag ein lächerliches Unterfangen sein, einer Kuh ein Denkmal zu setzen. Mir kommt es eher schwer als lächerlich vor. Die Kuh Liefi hat in unserem kleinen Bauernhaushalt und damit auch in meinem Leben Jahre hindurch eine bedeutende Rolle gespielt; sie hat mir manches Rätsel aufgegeben, mit dem ich heute noch nicht ganz fertig bin. Ich bin ihr auch durch mancherlei Schuld verpflichtet.

Liefi hat nie in einem andern Stall gestanden als in dem unsrigen, sonst hätte sie sich vielleicht nicht so wohl und daheim darin gefühlt. Mit den hellen, lustigen Ställen verglichen, wie man sie heute baut, war der unsrige mehr als bescheiden zu nennen. Zwar gaben die wurmstichigen Blockhauswände leidlich Schutz gegen Sturm und Kälte; doch das Licht kam nur durch zwei schmale liegende Fensterchen herein. Der Gang hinter dem Viehlager war schmal; die Balken der Heubiele mußten mit Rundpfosten gestützt werden.

Immerhin ein Stall, wie es deren noch viele gab und heute noch gibt. Die Viehzucht stand zu jener Zeit in unserer Gegend hinter Getreide- und Weinbau noch an Bedeutung zurück. Wenn man nur Milch und Butter hatte und die notwendigen Zugtiere für Pflug und Wagen.

Als ich mit Liefi erstmals wirklich Bekanntschaft machte, hatte sie ihre Jugendzeit bereits hinter sich und war auch längst an das Joch der Arbeit gewöhnt. Man konnte ihr Kraft und Ausdauer nachrühmen; als wohlgebaute Fleckkuh hielt sie jedem mittleren Ochsen die Wage, ja sie war manchem von ihnen an Fleiß und Ausdauer überlegen. Dieses Lob bestätigt zu sehen, aber auch mit Liefis Mucken und kleinen Hinterhältigkeiten vertraut zu werden, bekam ich reichlich Gelegenheit, denn ich war damals, ob schon noch zur Sommerschule verpflichtet, zum Ackerbuben vorgerückt. Nicht zu meiner Freude, ich habe mich oftmals aus der mühseligen Ackerfron in die Kinderskühelein zurückgewünscht oder zu dem Starenvolf auf den Bäumen, besonders wenn der Vater so

*) Aus „Die Brunnen der Heimat“.

recht übellaunig war, weil es der Grundnässe oder des zähen Schnurgrases wegen eine schlechte „Arb“ gab, indem der Pflug die Furchen zeitweise vor sich her schob.

Freilich, so im leichten Moorboden oder beim Umbrechen der Stoppeläcker ging das Pflügen ohne Mühsal hin, so daß die Arbeit auch den Zugtieren anscheinend fast zum Vergnügen wurde. Ich war jeweilen wieder für manche erlittene Unbill entschädigt, wenn ich nach einem solchen wohlverlaufenen Akertag lobbereichert unter Geißelknallen mit dem aufgeschienten Pflug heimfahren konnte und der Vater beim Ausspannen der Kuh Liesi noch besonders den Hals tätschelte: „Ja, Liesi, alle Achtung! Mit dir ist man halt versehen!“

Eine von Liesis Unarten bestand darin, daß sie ihrer Ritzigkeit wegen beim Auf- und Abschirren die Hinterhand heftig hin- und herwarf; man hatte oft seine liebe Not mit ihr. Sie hat deswegen mehr als einmal ungerechterweise Schläge bekommen. Man hätte ihr ja einfach ein Gurtgeschirr auflegen müssen, statt des unbequemen Schwanzriemens; aber wir besaßen ein solches nicht, und da mußte man sich wohl oder übel mit der dummen Geschichte abfinden. Der Vater sagte oft im Zorn, er verkaufe das Räß noch wegen dieses Lasters. Im Ernst dachte er natürlich nicht daran; denn die vielen Tugenden Liesis wogen das kleine Lästchen zehnmal auf. Sie war eine brave Milchspenderin; auch die von ihr geworfenen Kälber gediehen alle vortrefflich. Und was man ihr besonders hoch anrechnete, war ihre vorbildliche Geduld und Gelassenheit den Bremsen gegenüber. Diese mochten sie beim Heuladen in ganzen Schwärmen umfurren, sie tat, als ob das so sein müßte, von Unruhe und Durchbrennen keine Spur. Diese unbedingte Verlässlichkeit brachte es mit sich, daß wir kleinere Fuhren immer einspännig mit ihr einbrachten, wobei sie sich freilich öfters hart ins Geschirr legen mußte.

Nachdem ich mit dem zwölften Altersjahr von der Sommerschule frei geworden war und, abgesehen von den vielen Ferien, nur noch während eines Halbtages jede Woche die Schulbank drücken mußte, wurde mir die Arbeit des Viehfütterns überbunden. Das war für mich keine üble Sache. Schon früh hatte es mich zu Büchern und Kalendern hingezogen; und nun war gemacht eine süß- und glückhafte Lesewut über mich gekommen, ein Hunger, der fast nicht zu ersättigen war. Wenn ich nun die Stallarbeit

so rasch, zum Teil allerdings auch so ungründlich als es nur immer anging, bewältigte, so blieb mir während den Freizeiten, das heißt bis jeweilen wieder neues Futter aufgesteckt werden mußte, manche gute Viertelstunde übrig, um meiner Leidenschaft zu fröhnen. Die Franz Hofmann-Bändchen der kleinen Schulbibliothek hatte ich fast alle verschlungen; sie kamen mir auch bereits ein bißchen kindlich vor. Wie war es dagegen etwas Herrliches um die Reisebeschreibungen, die mir der Lehrer auf mein fortgesetztes Müden und Betteln aus der bescheidenen Sammlung des Kirchdorfer Lesevereins anvertraute! Auf derlei kurzweilige womöglich mit Bildern geschmückte Schilderungen, besonders wenn sie von fremden Erdteilen und Völkern berichteten, war ich wie ein Raub erpicht.

Diese wütige Lesesucht mußte freilich zur Folge haben, daß ich meine Pflichten als Futterknechtlein nicht selten arg verletzte. Ich vergaß das Einlegen frischen Grases des öftern so lange, bis mich die paar halbwüchsigen Rinder, die immer am schnellsten ungeduldig wurden, mit vorwurfsvollem Brüllen an ihr gutes Recht erinnerten. Trotz strenger Vorschrift unterließ ich es meistens, die Grasbüschel aufzulesen, die einzelne besonders empfindliche Tiere beim Stäupen der lästigen Stallfliegen mit dem Maul verstreuten, bis das Futter zerstampft und verdorben war. Dann wieder steckte ich, um Zeit herauszufinden, eine „Legi“ mehr auf, als mir anbefohlen war, so daß dann das eingebrachte Gras am Abend nicht ausreichte, was mir von seiten des Vaters manche Zurechtweisung eintrug.

Manchmal saß ich auch, nachdem getränkt und die Streue aufgeschüttet war, noch ein Viertelstündchen lesend auf dem Melkschemel, bis sich meine Pflegebefohlenen, ein Häuptlein nach dem andern, aufs Lager hinlegten und scheinbar gedankenvoll der beschaulichen Arbeit des Wiederkäuens oblagen. Aus der traumdurchwandelten Welt übereins in die Enge der mir auf Augenblicke fremd und wunderbar erscheinenden Umgebung zurückgekehrt, konnte ich es mir dann selten versagen, als stiller Gast ein weiteres Weilchen der so alltäglichen und doch immer wieder anmutig unterhaltamen Sache beizuwohnen. Ich hätte den Tieren gern etwas mitgeteilt von Löwenjagden und Meerfahrt, von Negern und Eskimos; doch sie schienen durchaus zufrieden zu sein mit ihrem winzig

kleinen Weltwissen. Vergangenes und Zukünftiges, Ewiges und Endliches, alles trat bei ihnen zurück vor der lebenbedingenden Selbstverständlichkeit. Es wollte mir nicht recht in den Kopf, daß der Stall wirklich ihr Zuchtthaus sein sollte, wie Jakob Stoller oft behauptete. Dennoch empfand ich mitunter das Bedürfnis, ihnen das auszureden und ihr Behagen durch freundlichen Zuspruch, durch Kraulen und Tätzeln zu erhöhen. Aber ihre Ketten zu lösen und ihnen die gestohlene Freiheit wiederzugeben, das wäre halt dann schon eine gewagtere Sache gewesen.

Nicht alle Stallbewohner waren für meine Anteilnahme gleich empfänglich; einzelne machten sich gar nichts daraus, als wollten sie mir zu verstehen geben, sie vermöchten das Geschäft des Lebens ohne mein besonderes Wohlwollen zu betreiben. Oder war es ihnen darum zu tun, mich durch ihre beharrliche Ablehnung an irgendeine an ihnen begangene Grobheit zu erinnern? Nur Liefi, die doch von manchem schlimmen Ackeritage her am meisten Grund zum Schmollen gehabt hätte, zeigte sich für jede Zutunlichkeit dankbar. Und gerade sie sollte dann in der Folge durch meine Unverlässlichkeit als Futterfnechtlein am meisten zu leiden haben.

Es ging auf den Herbst. In der Tenne lag kurzer, fetter Ackerflee, der sorgfältig mit Heu vermischt werden mußte, weil er sonst beim Vieh leicht Blähung zu verursachen pflegt. Doch ich hatte damals just ein neues Buch in Händen, die Schilderung einer großen Afrikareise, und nahm es mit der Arbeit des Futterzurüstens nicht sehr genau; ja, ich vergaß mich, einzig auf erstohlene Muße bedacht, so weit, daß ich den gefährlichen Spätklee bald ohne jede Heuzugabe in die Raufe schob, wobei ich leichtthin auf eine Behauptung Gottlieb Bräms abstellte, nach der die großen Leute immer viel zu ängstlich sein sollten, nur um einem mit ihren dummen Ideen das Leben sauer zu machen.

So recht geheuer war es mir doch nicht bei meinem lieberlichen Tun. Mit meiner Andacht beim Lesen war es vorbei, als ich die Fressmäuler so gierig raufen und worgen sah. Ich lief in die Tenne, riß den noch vorhandenen Klee hastig wie ein Dieb durch die Barrenlufen heraus und gabelte Heu darunter.

Als ich nach einer Weile wieder in den Stall kam, mußte ich zu meinem Schrecken die Wahr-

nehmung machen, daß bei einem jährigen Rind bereits etwas nicht in Ordnung war. Es hatte zu fressen aufgehört und studierte in die Krippe hinein. Da unsere Leute auf dem Rainacker Kartoffeln ausgruben, war ich vorläufig auf mich selber angewiesen. Ich band dem Rind, wie das in solchen Fällen üblich ist, einen kurzen Bengel ins Maul, damit es vielleicht zum Nülpfen komme. Dann winkte ich Gottlieb Bräm, der eben mit einem Karren vorbeiging, zu mir in den Stall herein. „Siehst du, da hab' ich jetzt das Pflaster!“ warf ich ihm heftig vor. „Und niemand ist schuld als du mit deinem verlogenen Geschwätz!“

Gottlieb lachte nur. „O, das ist doch noch gar nicht die Bälle! Das haben wir bald weg!“ Er legte dem Rind eine Strickhalfter an und führte es draußen auf dem Hofraum ein wenig spazieren, bis der Nachbar Steinmann darauf aufmerksam wurde.

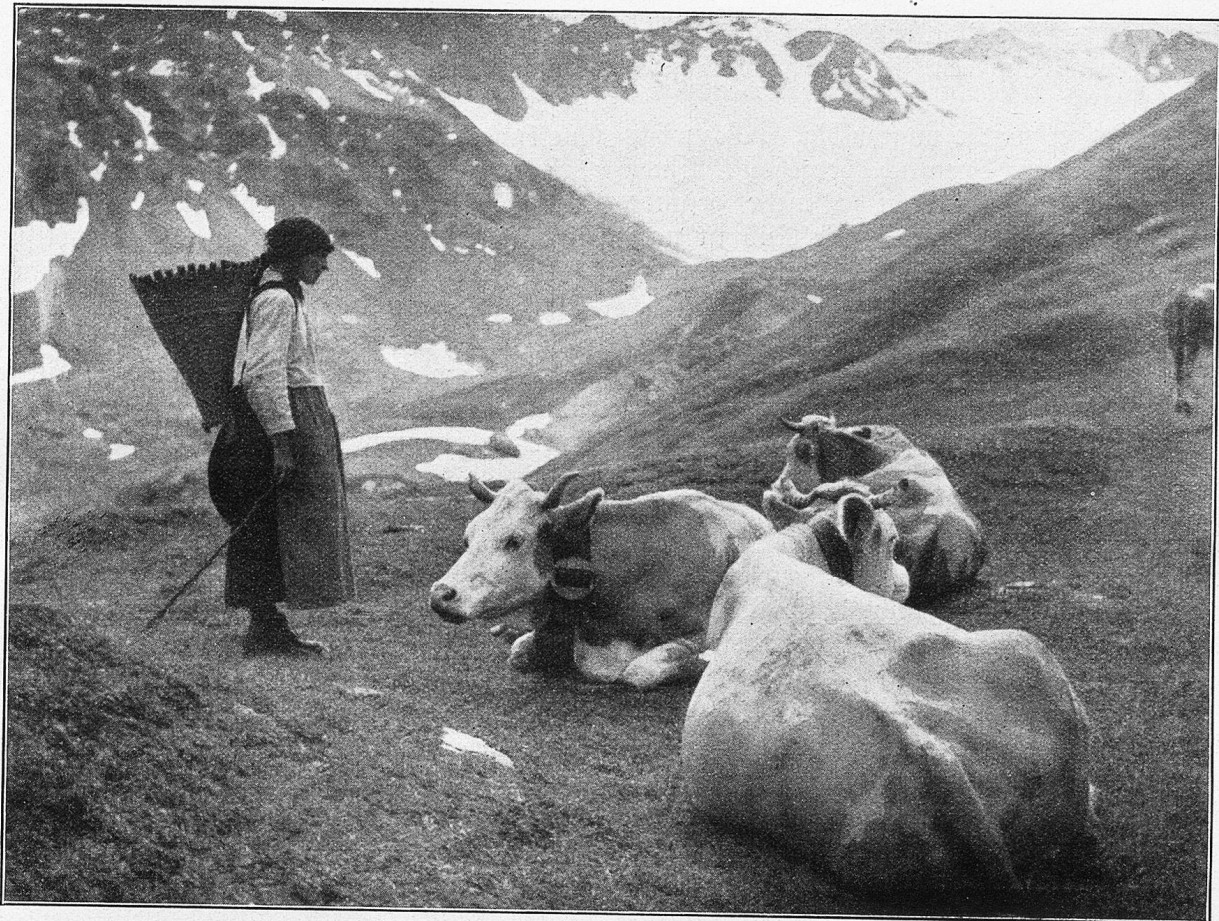
„Das machst du nicht recht, du Lalli!“ rief er schon von weitem. „Das Laufen ist eben grad Gift für das Tierlein!“ Er trat herzu und stellte das Rind mit den Vorderfüßen aufs erhöhte Gartenbord. „Wenn es eine Weile so steht, kommt das Gas vielleicht heraus. Im andern Fall ist's halt Schluß.“

Hierauf ging er in den Stall, kam aber alsbald mit einer Hiobspost wieder heraus. „Bub — geh den Vater holen, aber spring, was du Boden findest! Die hintere Kuh ist auch aufgetrieben wie eine Trommel!“

Vom Schrecken gejagt lief ich mich derart außer Atem, daß ich auf dem Rückweg nicht mit dem Vater Schritt zu halten vermochte. Der rannte, nichts wie heim, geradeaus über Acker und Gräben weg, als würde der Hof brennen. Die Mutter kam auch nach und überschüttete mich bereits mit schweren Vorwürfen, obgleich ich meine Schuld hartnäckig weglegnete.

Als wir heimkamen, stand das Rind wieder im Stall, die Blähung war zurückgegangen. Mit Liefi verhielt es sich dagegen schlimm. „Es ist da allweg Matthäi am letzten,“ sagte Steinmann. „Ich habe den Gottlieb für alle Fälle nach Oberwiesen zum Metzger geschickt. Bis ein Doktor da wäre, ginge es viel zu lang. Das wäre dann schon der Gipfel, wenn man so einen Haufen Fleisch verlocken müßte.“

Der alte Stoller war inzwischen auch herübergekommen. Ob man es nicht mit Einschlütten von Salz und Milch probieren wolle? Metzger



Diefi.

Phot. C. Tschannen, Zürich.

könne man dann immer noch. Er ging nach einem Wehsteinfutter und molk es voll. Die Mutter wollte gleich eine Handvoll Salz zuschütten, doch der Stoller wehrte ab. „Halt, nicht so! Wenn ein Mittel angeschlossen soll, so muß der Glaube dabei sein.“ Er ließ das Salz bedächtig in drei Portionen in die Milch fallen, wobei er ein paar unverständliche Worte murmelte. Der sonst so unfreundliche Mann kam mir jetzt in der großen Not wie ein rettender Engel vor.

Leider machte sich nicht die geringste Besserung bemerkbar. Im Gegenteil, es wurde von Minute zu Minute schlimmer. Die Kuh ergab sich ganz in ihr Schicksal, sie tat, als ob sie alles nichts anginge.

Der Mehger Streuni kam mit dem Lidkratten den Riedfußweg herauf. Er trat in den Stall und sah sich den Fall an. „Das ist schon ein böses Stadium,“ meinte er, ziemlich gleichgültig. „So drei Zoll vor der Himmelfahrt her. Aber zum Glück bin ich ja da, es kann nicht fehlen. Das ist nun schon das dritte Fest in acht Tagen. Die Völle grasst wieder bei

dem föhnigen Wetter. Hänu, der Mehger betet auch ums tägliche Brot, und dann hat er erst noch nichts zu trinken.“ Ja, wirklich — derlei blöde Späße konnte er machen. Ich hab' es ihm nachher nie vergessen.

Die Männer rieten hin und her, ob man die Kuh nicht wenigstens in die Tenne hinausführen wolle. Wenn man sie da im Stall abtun müsse, habe man noch die ärgere Schur, meinte Steinmann, und Streuni pflichtete ihm bei. Nur der alte Stoller war scharf dagegen. „Mit dem Hinausführen ist's jetzt nichts mehr,“ behauptete er. „Das hätte man früher machen müssen. Und überhaupt, am Mittel hat es nicht gefehlt, aber an euerem Glauben.“

Auch den Stich in die Magengrube wollte keiner wagen. Das Tier sei ja viel zu sehr aufgetrieben, als daß man die richtige Stelle noch würde erraten können, hieß es. Und ohne Instrument, bloß mit einem gewöhnlichen Messer, würde die Sache sowieso dumm ablaufen.

Diefi war nun wirklich ein Bild des Jammers. Ihr Leib war so bis zur Unförmlichkeit aufgebläht, daß man jede Hoffnung auf-

geben mußte. Die Mutter konnte das Elend nicht mehr mit ansehen, sie ging händeringend hinaus.

Der Mehger wurde ungeduldig. „Wozu hat man mich denn eigentlich hergeholt? Zum Fliegenzählen? Es werden ja mehr gesunde Tiere gemezget als franke. Die Kuh ist noch nicht alt, sie macht ein hübsches Fleischlein, mindestens zweite Klasse.“

Der Vater war nun auch mürrisch geworden. „Wenn's nur zu allem hin nicht just die Diefi getroffen hätte!“ wiederholte er immer wieder.

Einzig der Stoller blieb hartnäckig. „Man muß alles probieren,“ sagte er, „sonst hat man nachher Scherereien mit der Kommission.“ Er ging nach seiner Scheune hinüber und kam bald mit einem kurzen Seilstück zurück. „Mit dem habe ich schon zweimal Glück gehabt. Wenn's diesmal nicht hilft, so haben wir soviel wie vorher.“

Während wir andern die Kuh beidseitig stützen mußten, versuchte er nachdrücklich, ihr das eine Seilende in den Schlund einzuführen, was ihm auch nach manchem Fehlbemühen schließlich gelang. Ein häßlicher Pansengeruch war das sichere Merkmal dafür, daß dem gequälten Tier vorerst eine kleine Erleichterung geschaffen sei. „Oha — wenn's so riecht, dann stimme ich auch fürs Abwarten,“ meinte Streuni. „Ich habe es ja alleweil betont: Zum Mehgen ist's noch früh genug, wenn es schon um eine Minute zu spät ist. So etwas pappelt doch ein richtiggefinnter Mehger nachher nicht aus, wenn er auch gesetzlich verpflichtet wäre.“

Ich war noch immer in schwerer Angst, noch vermochte ich nicht zu glauben, daß nun das Schreckliche abgewendet sei. Doch nachdem Stoller der Kuh noch einmal in gleicher Weise wie vorhin Milch und Salz eingeschüttet hatte, ging die Blähung ziemlich rasch zurück. Nach etwa einer Viertelstunde rupfte Diefi bereits ein paar Halme Heu aus der Raufe.

Der Vater sprach den Nachbarn für ihre Dienstfertigkeit seinen Dank aus, den der alte Stoller indes bestimmt ablehnte. „Wir haben schon manchen Krach miteinander gehabt,“ sagte er. „Das gehört sich unter Nachbarn. Aber im Stall muß man sich gegenseitig helfen. Die Tiere können nichts für unsere Dummheit.“

Mit meinem Ansehen vor mir selber und vor meinen Angehörigen war es nach diesem schweren Vorfall für längere Zeit übel bestellt. Am meisten schämte ich mich darüber, daß man auf

ein Geständnis meinerseits gar nicht weiter drang, sondern mich einfach als Futterknecht absetzte. Hin und wieder fiel eine knappe Bemerkung, wenig schmeichelhaft, unmißverständlich. Diese Tage und Wochen gehörten zu den mühseligsten meiner Jugendzeit. Auch die empfindlichste Strafe, die härteste Zurechtweisung hätten mich nicht in dem Maße treffen können. Einzig die gute Kuh Diefi trug mir nichts nach. Ich vergalt es ihr in jenem Herbst beim Ackern durch Freundlichkeit und Schonung, so gut ich immer konnte. Sie hat uns nachher noch fast zwei Jahre hindurch die besten Dienste geleistet, bis sie leider zu früh vom traurigen Schicksal ereilt wurde.

Es war im Nachsommer. Ich mußte mit einem kleinen Gestellwagen etwa ein Duzend im Baumschatten verspätet gereifte Weizengarben vom Breitacker heimholen und spannte die Diefi ein. Schon hatte ich die Garben bis auf wenige in und auf dem Gestell verstaut und zurechtgelegt, als mich die dumme Neugier ankam, nach dem Wespennest am Ackerbördchen zu sehen, dessen Bewohner uns beim Mähen und Aufbinden der übrigen Frucht wiederholt belästigt hatten.

Das Geziefer schien gänzlich ausgezogen zu sein; doch als ich jetzt mit der Gabel ein wenig im Bod herumstocherte, fuhr plötzlich ein ganzer Schwarm heraus. Schnell sprang ich hinter den Wagen und blieb dort unbehelligt. Dafür stürzte sich die erboste Wespenbrut nun auf die arme Kuh, die unter ihren Stichen augenblicklich ausriß und mit dem Wägelchen feldab rannte.

Es gelang mir mit dem besten Willen nicht, das Gefährt einzuholen. Als eine rechte Unglücksfuhr ratterte es die Püntwiesen hinab, der unter einem Heckenbord hinlaufenden Güterstraße zu.

Mit einem Satz sprang Diefi mitten durchs Schlehen- und Haselgebüsch auf das Straßebett hinab, kam aber zu Fall, und auch das Wägelchen schlug um. Bräms, die nebenan Emd zu Schwaden aufrechten, kamen mir zu Hilfe. Zuerst glaubten wir, die Kuh habe ein Bein gebrochen; doch als wir sie losgespannt hatten, stand sie bald auf, scheinbar ganz unverfehrt. Die Wespen hatten jetzt von ihr abgelassen, ich konnte sie bald beruhigen. Da auch der Wagen wenig Schaden genommen hatte, luden wir die Frucht wieder auf. „Es ist noch gut abgelassen,“ sagte Bräm. „Es hätte die

Ruh das Genick kosten können und alle viere.“

Daheim stellte es sich dann freilich heraus, daß sich Diefi beim Durchbrechen des Hecken- gestrüppes das linke Auge verletzt hatte. Der Tierarzt sagte gleich, es sei da nicht mehr viel zu machen, doch könne die Ruh ja auch mit e i n e m Auge noch lange Ruh sein. Es ver- fing nichts, daß ich die Wespenhöhle nächtlicher- weile mit Kienholz und Schwefelschnitten aus- räucherte, das hätte ich vorher tun müssen, oder noch besser: ich hätte das Bälkchen in Ruhe las- sen sollen. Wohl fiel es niemandem ein, mir wegen des Unfalles einen Vorwurf zu machen, denn meinen groben Fehler hatte ich natürlich nicht eingestanden. Aber der erstorbene Blick aus dem vorher so klaren und zutraulichen Auge war mir Vorwurf genug.

Und der Unfall sollte noch schlimmere Fol- gen zeitigen. Als wir eines Morgens in den Stall kamen, lag ein totes, noch nicht ganz ausgewachsenes Kälbchen hinter Diefi im Stall- gang. Der Vater sagte bei seinem Anblick kleinlaut: „Adie Diefi...“ Ich konnte ihn nicht recht verstehen, erfuhr aber bald, wie es ge- meint war. Die Ruh stand zwar nicht um, doch die Milch kam sehr spärlich und versiegte in kurzem wieder ganz. Obgleich es nicht schwer war, hieraus die Folgerung zu ziehen, fanden sich meine Eltern nur mühsam und allmählich mit der bösen Tatsache ab. Es wurde viel hin- und hergeraten; das Endergebnis blieb immer dasselbe. Eine Ruh ein ganzes Jahr hindurch oder voraussichtlich noch länger ohne Nutzen zu halten, ging nicht an. Dazu kam noch eine an- dere Frage, die schließlich den Ausschlag gab: Diefi wäre inzwischen in die älteren Jahre hin- eingekommen. Unser Vetter Bollmann, der auch um seine Meinung befragt wurde, hatte nicht die geringsten Bedenken. „Jetzt ist noch ein Stück Geld zu erlösen,“ meinte er. „Wenn ihr wartet, bis ihr eine Wurstkuh im Stall habt, geht der Schuß erst recht hinten hinaus. Besser eine Beule als ein Loch.“

Wahrscheinlich auf des Veters Veranlassung kam schon wenige Tage nachher ein Händler auf den Hof. Es wurde gefeilscht, es wurde gerühmt, getadelt, geschworen. Ich mußte Diefi auf der Hofreite hin- und herführen. Der Händ- ler prüfte die Fetzgriffe, er maß, schätzte und leierte wiederholt ein ganzes Sündenregister herab. Schließlich ging er doch auf den ange- setzten Preis ein und drückte mir einen Franken Trinkgeld in die Hand.

Nachdem der Händler weg war und ich die Ruh wieder im Stall angebunden hatte, kam die Mutter mit einer Handvoll Mohrrüben her- ein, die sie im Garten ausgezogen und am Brunnen gewaschen hatte. Sie hielt dem ver- kauften Tier die Beckerbissen hin; während die- ses vergnüglich kaute und sich das kleine Mahl schmecken ließ, rannen ihr die Tränen über die Wangen.

Diefi hatte noch zwei Wochen Gnadenzeit. Ich darf sagen, daß es ihr in diesen Tagen nicht übel ging. Sie mußte wohl noch einige Stop- peläcker umpflügen helfen, doch die Arbeit war ziemlich leicht. Das Rübenbeet im Garten wurde von mir halb leer gemaust. Öfters schlich ich mich verstohlen in den Stall, um bei Diefi Abbitte zu tun. Sie kannte gar keinen Groll, alles war recht und schön. Sie leckte mir mit ihrer rauen Zunge Wams und Arme, und ich mußte weinen. Die Hand auf ihren Widerriß gelegt, drückte ich die Wange an ihren warmen Körper und lauschte, wie drinnen das Herz klopfte...

An einem Montag früh führte ich Diefi nach der eine Wegstunde entfernten Bahnstation. Ja, mich traf es. Es sei ihm recht, wenn er nicht gehen müsse, hatte der Vater kleinlaut geäußert. Und ich könne ja der Ruh die Adresskarte so gut wie er am Hornstrich festbinden. Das andere würde mir der Bahnwärter Mauch dann schon sagen.

Es war ein saurer Gang für mich. Diefi, munter und arglos, ging ihn mit sichtlichem Be- hagen. Sie witterte oft mit geredten Nüstern in das kühle Morgenland hinaus. Der süße Duft von frisch hingelegtem Emdgras füllte die Luft. O ich verstand Diefi ganz gut: die Welt war ihr noch kein bißchen verleidet.

„Wohin so früh mit deiner Tante?“ fragte hin und wieder ein mähender Bauer am Wege. Bereitwillig gab ich Bescheid, man brauchte mir nichts anzumerken.

Auf der Bahnstation stand ein leerer Vieh- wagen bereit; es waren noch mehrere Stücke aus andern Dörfern und Höfen zum Verladen da. Der Radsteg wurde angelegt. „Deine Lobe sieht nicht dumm aus, die muß den Anfang machen,“ sagte der Bahnwärter Mauch. Wirk- lich stapfte Diefi ohne alle Bedenken hinter mir die steile Brücke hinauf in den Wagen. Es war mir, als wollte sie sagen: „Ich kenne dich ja.“ Drinnen band sie der Mauch mit freundlichem Zuspruch am Wandring fest. Noch einmal tät-

schelte ich ihr den Hals, dann mußte ich hinaus. Sie wollte mit, aber es ging nicht an...

Ans Bahngelände gelehnt, sah ich zu, wie die übrigen Viehstücke eingeladen wurden. Einzelne taten störrisch und mußten mit vielen Schlägen in den Wagen getrieben werden. Liesi stand an der Wand, sie konnte das Maul durch die Luke herausstrecken, doch weil der Strick sie hinderte, kam sie bloß mit dem blinden Auge bis über den Lufenrand hinauf. Wiederholt stieß sie ein kurzes, heftiges Brüllen aus. Es durchstach mich, mir war, sie wisse nun plötzlich alles. Ich

wollte begütigend ihren Namen rufen. Nein, es war wohl besser, wenn ich schwieg.

Inzwischen kam der Güterzug herangebraust; nach einigem Hin- und Herfahren war der Viehwagen fast in dessen Mitte eingefügt, das Signal zur Abfahrt ertönte.

Liesi reckte noch immer das Maul aus der Luke und starrte mit dem erstorbenen Auge in die ihr entschwindende Welt. Ich sah dem Wagen angestrengt nach, bis der Zug in einem nahen Hügelschnitt verschwand...

Die Bestimmung der Schweiz.

(Stark geführt.)

Euern Freistaat sichert, ihr Schweizer, nicht mehr
Sener Löwenmut, der die Heere Oestreichs
Niederwarf und Karl, dem Burgundenherzog,
Leben und Ruhm nahm,

Noch der Ehrgeiz, welcher das Szepter Mailands
Prüfend wog, indessen die Riesenschlachten
Auf den norditalischen Eb'nen eure
Waffen entschieden.

Seldentum hob einst euch beinah' zur Weltmacht;
And're Zeiten, and're Sitten gaben
And're Säulen eurem Bestand, euch selber
Höhere Ziele.

Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn!
Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern!
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet
Ihnen ein Vorbild!

Heinrich Leuthold.

Zum 1. August.

Von J. G. Birnstiel*.)

Da hab' ich lezthün wieder einmal einen Disput gehabt mit meiner lieben Base Elisabeth. Ich sagte so nebenhin, nun komme bald wieder der 1. August, worauf sie in eine große Täubigeriet und sagte: „Ja, das wird wieder eine nette Kumeedi werden, sofern nicht der gute Petrus ein Einsehen hat und etwa von abends halb acht bis Mitternacht seine größte Gießkanne herausnimmt und auf das „feurig, innig geliebte o mein Heimatland“ herabströhen läßt.“

„Um Himmelswillen, wie kann man aber auch so lieblos reden?“ entgegnete ich. Aber da kam ich an die Läge! Sie nahm meine ganze Breitseite unter Feuer und erzielte nach ihrer Meinung einen Volltreffer, indem sie mich fragte: „Hast du nicht selber leztes Jahr ein Lamento darüber angestimmt, daß man vor lauter Bummern und Böllern, Wüßtuun und Krafehlen das Glockengeläute nicht einmal mehr gehört habe?“ Sie schloß endlich ihren Sermon mit dem Satze: „Das beste wär halt,

man schaffte diesen vaterländischen Augustrummel wieder ab. In meinen jungen Jahren hat man's auch ohne das gemacht, und wir waren zum mindesten so gute Schweizer wie die von heute — und selb waren wir!“

Das war ein Trumpf, der so viel galt wie Kell oder Aß. Weil ich aber den Buur nicht in Händen hatte, so konnte ich diesen Trumpf nicht stechen. Ich pfurte nur so ein wenig in der Stube herum, nahm dann meine Kappe vom Nagel und verschwand, und erst auf dem Weg kam mir in den Sinn, was ich der Elisabeth alles hätte entgegnen sollen. Unter anderem folgendes: Die Erstaugustfeier, die man erstmalig beim 600jährigen Jubiläum der Eidgenossenschaft gefeiert hat, war anfänglich über alle Maßen schön und ernst. Wenn ich 200 Jahre alt würde, vergäße ich den ersten August 1891 nicht. Ich wohnte damals in einem Seestädtchen der Ostschweiz. Alles Volk wartete am Ufer auf den Achtuhrglockenschlag. Als der verhallt war, läuteten sie in einem Turm, der wohl so alt war wie die Eidgenossenschaft selber, und zwischen hinein hörte man das Bimmeln

*) Aus dem trefflichen, nachgelassenen Büchlein: „Lezte Ernte“. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.